

Der Goldschmuck aus Grab 1 vom Glauberg

Deutung und Bewertung der Fundstücke

Otto-Herman Frey

Bei archäologischen Forschungen kann es vorkommen, dass sich durch Ausgrabungen unsere als sicher geltenden, empirisch aufgebauten Erkenntnisse wieder in relevante Fragen zurückverwandeln; entsprechend müssen sie bewertet und weitergeführt werden. Wir stoßen dabei immer wieder an Grenzen unserer konventionellen Methoden und Annahmen.

Eine solche Herausforderung wurde durch die Aufdeckung der sog. Fürstengräber vom Glauberg in Mittelhessen am Rande der fruchtbaren Wetterau ausgelöst. Es handelt sich um zwei mächtige Grabhügel, von denen zunächst nur der Riesentumulus rekonstruiert wurde. In diesem wurde eine ungestörte Frühlatène-Beisetzung entdeckt, die mit ihrer prächtigen Ausstattung sogar andere Elitengräber der Zeit übertrifft. Mit großer Umsicht und beispielhafter Akribie wurde die Bergung von dem früheren Leiter der Bodendenkmalpflege in Hessen, F.-R. Herrmann, und seinem Team vorgenommen. Die Ergebnisse und die hierdurch herbeigeführten weitreichenden Denkanstöße zur einstigen keltischen Geisteswelt hat man als so sensationell empfunden, dass bereits Anfang des Jahres 2002, also bald nach der Auffindung der Grablegung, in einer umfassenden übergreifenden Ausstellung in Frankfurt erste Resultate bekannt gemacht und zur Diskussion gestellt wurden¹. Als eine

¹ H. Baitinger/B. Pinsker (Hrsg.), *Das Rätsel der Kelten vom Glauberg: Glaube – Mythos – Wirklichkeit*. Ausstellung des Landes Hessen in der Schirn-Kunsthalle Frankfurt, 24. Mai bis 1. September 2002 (Stuttgart 2002).

Folge des besonderen Interesses an den Funden wurde später das Keltenmuseum am Glauberg gegründet.

Der Riesenhügel enthielt zwei aufeinander Bezug nehmende Bestattungen, die nach den gängigen Vorstellungen der frühen Latènezeit (Stufe A) angehören, d.h. wohl noch dem 5. Jh. v. Chr. Abgesehen von dem ehemals mit Tüchern verhüllten Toten, der etwa im mittleren Bereich des Hügels in einer hölzernen Kammer entdeckt wurde (Grab 1), fand sich gleichsam im Zugang zu dem mit einem Graben umgrenzten Monument noch ein zweiter bestatteter Mann (Grab 2), bei dem es sich um einen Weggefährten des Grabherren handeln muss. Bezeichnender Weise war ersterer reich mit goldenem Geschmeide und mit einer vielseitigen Waffenausstattung versehen. Was im Einzelnen an Beigaben geborgen wurde, mag den einschlägigen Veröffentlichungen zu dieser Grablege entnommen werden².

In meinem vorliegenden Beitrag seien aus dem Ensemble nur zwei besonders charakterisierende Objekte herausgehoben: die im keltischen Milieu gefertigte, prachtvoll verzierte Schnabelkanne mit Spuren des qualitätvollen Rauschgetränks, das den Toten auf seinem Weg ins Jenseits stärken sollte³. Eine solche Trankausstattung, die den Bestatteten begleitet, ist schon in älteren, lokalen Traditionen verankert, wie

² Nach der Niederlegung einer zusammenfassenden Auswertung der Ausgrabung und Werkstattuntersuchungen durch F.-R. Herrmann ist hierzu die Vorlage im Rahmen einer Dissertation an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg vorgesehen.

³ Das Objekt wurde von mir zusammen mit C. Dobiati ausführlich vorgelegt: O.-H. Frey/C. Dobiati, *Zur keltischen Schnabelkanne vom Glauberg (Wetteraukreis)*. In: *Festschrift für M. Egg* (Mainz 2019).

wir sie bereits aus der vorangehenden Hallstattperiode kennen.

Ferner erbrachte das Fundensemble Reste einer aus Eisendraht zusammengebogenen und mit Stoff und Fell bespannten sog. Blattkrone, die wohl verdeutlicht, dass der Verstorbene im einstigen Kultgeschehen eine herausragende Rolle gespielt hat⁴. Für die von F.-R. Herrmann angeregte Rekonstruktion dieser Krone standen als nächste Parallele die Abzeichen der steinernen Statuen des Glauberg-Komplexes zur Verfügung. Der Ausgräber, der sofort die Funktion des deformierten Drahtes erkannte, sah durch dieses besondere Zeichen, dass der im Hügel beigeseetzte „Fürst“ das Vorbild für die steinernen Skulpturen und deren Ausstattung sein müsse. Diese „Gleichsetzung“ mache folglich sogar eine ergänzende und in Manchem genauere Sicht auf unseren Toten selbst möglich.

Um die Auswertung der Fundstücke zu befördern, hatte F.-R. Herrmann alle Mitarbeiter aufgefordert, ihre Beobachtungen in eigenen Beiträgen festzuhalten⁵. Ähnlich sollte auch der Autor des vorliegenden Beitrags, der von Anfang an die Bergungen begleiten durfte, durch Anmerkungen und Zielvorgaben die Problematisierung des schon Erarbeiteten mit vorantreiben. Doch weicht mein Interpretationsansatz von dem der meisten anderen Mitarbeiter ab.

⁴ Siehe dazu den Bericht der Restauratorin R. Frölich, Die Blattkrone aus Grab 1. In: U. Recker/V. Rupp (Hrsg.), Die „Fürstengräber“ vom Glauberg: Bergung – Restaurierung – Textilforschung, Materialien zur Vor- und Frühgeschichte von Hessen 29 (= Glauberg-Studien 3) (Wiesbaden 2018) 199–204.

⁵ Deren Veröffentlichung ist mittlerweile als Glauberg-Studien Bd. 3 erfolgt, siehe Anm. 4.

Nicht die Erforschung der äußeren Lebensbedingungen der Menschen hat für mich erste Priorität, vielmehr will ich verstehen, wie sie ihre Kunstwerke empfunden haben. Es geht mir um einen Einblick in die Vorstellungswelt der Menschen und damit auch in ihre religiösen Ansichten. Da der Ausgräber noch kein Ende der Diskussion über die Inventarvorlage der Gräber sah, versuchte ich, über die schon abgeschlossene Bewertung von Grab 2 hinaus Fundstücke aus unserem Grab 1 zu behandeln.

Vom Beginn dieser Untersuchung seien hier einige Bemerkungen vorgetragen. Was ich dabei vorbringe, mag lediglich als Anregung für weitere, mehr umgreifende Interpretationen dienen. In meiner kurzen Studie kann ich auch nicht auf Fragen zur Technik der Objekte oder auf Probleme der Feinchronologie eingehen.

Unser Grab bietet, wie schon die „Adelsgräber“ der Hallstattzeit und ebenso die der ersten Latènestufe, viel Geschmeide aus Gold. Kennzeichnet das kostbare Metall den sozialen Stand und desgleichen die Macht des Toten? Aber schon wenige Generationen danach ist eine solche Ausstattung in den Gräbern nicht mehr zu finden. Könnten wir lediglich durch einen Wandel im Bestattungsritual und ein entsprechendes Selbstverständnis der „fürstlichen“ keltischen Elite das Ende der reichen Gräberfunde erklären? Oder was müssen wir sonst als Gründe anführen?

Bekanntlich fungiert unser glatter goldener Arming als Standesabzeichen des vornehmen Mannes in der Frühlatènezeit. Weiterer entdeckter Goldschmuck wie die profilierten Ringlein zu Seiten des Kopfes, wohl Ohr- oder Haarzier, findet ebenso bei anderen herausgehobenen Beisetzungen in Hessen Parallelen. Größeres Interesse verdient aber der gol-

dene Fingerring. Einen solchen kennen wir aus den Gräbern der Hallstattzeit noch nicht. Es gibt in der Forschung mehrere Anläufe, sein Vorkommen in der Frühlatènezeit zu behandeln, ohne dass bislang eine zusammenfassende Studie vorliegt. Hierzu nur wenige Anmerkungen:

Einen schmalen Fingerring (in Gold gedacht?) trägt z. B. die ganz erhaltene steinerne Statue aus dem Glauberg-Komplex. Dagegen weist der unserem Toten mitgegebene prächtige Fingerschmuck eine verbreiterte Schmuckplatte auf. Könnten sich in der Vergrößerung Einflüsse von antiken Siegel- oder Gemmenringen spiegeln? Die Schmuckfläche unseres Stücks ist allerdings zierlich durchbrochen, versehen mit einem symmetrischen Schlingenmuster aus Perldraht. Hatte dieses in unserer heutigen Sicht reine Ornament lediglich eine dekorative Funktion oder besaß es darüber hinaus einen eigenen Sinngehalt vergleichbar etwa anderen Stücken mit figürlichen Details? Das bloße Ornament eines fundortlosen Fingerrings im Museum in Sigmaringen stellt zum Glauberg-Exemplar eine vorzügliche Parallele dar. Ergänzend konnte z. B. H. Polenz einen Goldfingerring aus Trebur, Kr. Großgerau, dem entsprechenden Kulturhorizont zuordnen⁶. Dieser besitzt ebenfalls eine durchbrochene Platte in Form eines Spiralwirbels, angereichert mit vier am Rand angebrachten Vogelköpfen. Ferner kennen wir aus dem dritten „Fürstengrab“ von Weiskirchen (= Zerf) einen lediglich mit Blattformen dekorierten Goldfingerring.

⁶ H. Polenz, Ein frühlatènezeitlicher Goldfingerring aus Trebur. Forschungen zur Vorgeschichte und Römerzeit im Rheinland. Hans-Eckart Joachim zum 70. Geburtstag gewidmet. Beihefte der Bonner Jahrbücher 57 (Mainz 2007) 65–69.

Ein im figürlichen Latènestil mit zwei Häuptionen geschmücktes Exemplar stammt aus der „fürstlichen“ Bestattung von Rodenbach, Kreis Kaiserslautern. Zu diesem hatte bereits P. Jacobsthal in seinem grundlegenden Werk „Early Celtic Art“ als überzeugende Parallele einen Goldfingerring aus Etrurien benannt; nämlich einen Ring aus Vulci, geschmückt mit zwei Silensköpfen zu Seiten einer kleinen Gemme, der sich im Metropolitan Museum of Art in New York befindet. Andere mit Köpfen versehene lokale Stücke aus Gold sind als weit verbreitete Einzelfunde aus der keltischen Welt bekannt. Hinzuzufügen ist außerdem ein erst kürzlich nach New York verhandelter keltischer Goldfingerring, verziert mit zwei menschlichen und zwei Schafsköpfen⁷. Er muss wohl zusammen mit anderen Objekten aus einem unkontrolliert ausgeraubten mittelrheinischen Fürstengrab stammen. Symbole von Schafen, den im Süden damals gängigsten Opfertieren, sind bislang nördlich der Alpen anders als Stiere erst durch Darstellungen, die wiederholt mit der Wende von der Hallstatt- zur Latènezeit einsetzen, belegt. Spiegeln sich jetzt in solchen Tierbildern Anpassungen an Gepflogenheiten im Süden? Was bezweckten die Kelten mit einer solchen Annäherung an die auch im Süden am Ende der klassischen Zeit wiedererwachte Sitte, sich mit einem kostbaren Fingerschmuck zu brüsten? Wurden jetzt prachtvolle Fingerringe bei Männern, ähnlich wie die einzelnen Goldarmringe, zu einem Standesabzeichen? Bei unserem gegenwärtigen Forschungsstand handelt es sich bei einem solchen Deutungsversuch noch um reine Spekulation. Doch wenn unsere Annahme richtig ist, hätten wir hier ein Kriterium dafür,

⁷ <https://images.metmuseum.org/CRDImages/md/original/tr409-1-2009s04.jpg> (letzter Abruf: 1.7.2019); siehe auch S. 15, Abb. 19.

dass es bei dieser Verquickung der Zeugnisse nicht nur um äußere, sondern darüber hinaus um inhaltliche Aussagen ging.

Von größtem Interesse sind die Fragen, die der kostbare goldene Halsring aufwirft, der um den Kopf des Toten wie ein ihm zukommendes Abzeichen lag⁸. Werden durch diese Zier besonders die einstige Bestimmung und der Rang des Verstorbenen hervorgehoben? Anders als der glatte Nackenteil besteht die sichtbare Brustpartie aus zehn hohl gearbeiteten menschlichen Häuptern, die identisch auf der Rückseite des Schmucks wiederkehren; die aber – wenn angelegt für einen „Betrachter“ – für diesen nicht sichtbar sind. An dieser Partie hängen – ähnlich antiken Knospen (?) – an profilierten Basen drei prominente, massive, spitz zulaufende Anhänger. Zwischen diesen, wieder beidseitig verziert, scheinen zwei Laschen zu schwingen, die an langen „Bändern“ angebracht, mit pflanzlichen Formen und mit angewachsenen Vogelköpfen dekoriert sind. Diese Anhänger mit ihren Laschen reichen in eine Erweiterung des Ringbereichs hinein, die teilweise durch ein schmales geperltes Band umfassen ist. In diesem „Vorhof“ seitlich von den Anhängern erscheint, wie bei den anderen Details beidseitig ausgeführt, jeweils eine ganze, mit dem Kopf nach unten weisende schreitende menschliche Figur. Sicherlich ist sie mit den Szenen des Rings eng verbunden, auch wenn das für uns heute durch die Art der Wiedergabe schwerer nachvollziehbar ist.

Ziehen wir zur Ergänzung der Aussage abermals die steinerne Statue vom Glauberg (ebenfalls die erhaltenen Fragmente von mindestens drei weiteren Sta-

tuen) heran, dann haben wir dort einen gerüsteten Krieger in einem typischen Panzer vor uns. Sein keltischer Rückenschild bietet eine abstrakte Zier mit Pseudo-Blättern, welche trotz der groben Umsetzung in Stein deutlich auf abgestufte Zirkelschläge zurückgehen. Die besondere Auszeichnung des steinernen Mannes besteht in einem entsprechenden Halsring mit drei spitzen Anhängern, doch mit keinerlei figürlichem Beiwerk. Sollte demnach auch an unserem Goldschmuck nur der Reif mit seinen Anhängern das relevante Symbol sein? Doch was könnten die figürlichen Zutaten, die menschlichen Köpfe und die ganzen Gestalten, auf dem Schmuck meinen, die insgesamt so klein sind, dass sie für einen hinzutretenden Menschen schwer zu enträtseln sind? Gewinnen sie dadurch einen mystischen Charakter?

In der frühen keltischen Kunst spielen immer wieder einzelne Häupter bzw. Gesichter mit variierendem Ausdruck eine riesige Rolle. Höchstens bei Einigen dürfte es sich um sog. tetes coupés, also Siegeszeichen über einstige Gegner, handeln, wie wir sie aus späteren literarischen Zeugnissen kennen oder auch aus manchen jüngeren archäologischen Funden. Obwohl getötet, schrieb man ihnen ja noch besondere Kräfte zu. Schwerlich sollte aber unser „Fürst“ in seiner Ausstattung mit der Aufreihung der stilisierten Häupter als Sieger über viele Feinde erscheinen!

Stets hat man, wie auch schon P. Jacobsthal, die keltische Kunst als eine „anikonische“ angesehen. Heute haben sich trotz der so spärlichen Überlieferung menschliche Bilder leicht vermehrt. Kann man jedoch immer noch von einer anikonischen Kunst reden, in der lediglich eine bestimmte Auswahl verschiedener Gestalten wiedergegeben wurde? Denn es sind allein Köpfe, welche die frühen keltischen Werke beherr-

⁸ Siehe auch S. 9, Abb. 10.

schen, die verschiedene Funktionen gehabt haben müssen, die aber erzählen. Sie unterstreichen also die Überzeugung, dass das Haupt vor allem den Kern menschlichen Denkens und Handelns ausmacht.

Auffällig ist bei unserem Fundstück die große Zahl von gleich zehn nebeneinander sichtbaren „menschlichen“ Häuptionern. Abgesehen von den hinausblickenden Exemplaren jeweils an den Enden der Aufreihung wirken diejenigen im Mittelteil wie miteinander kommunizierende Paare (auch wenn sich nach den benutzten Modellen eine andere Abfolge ergibt). Muss es sich damit nur um den Ausschnitt einer unendlichen Folge solcher, gegenseitig aufeinander bezogener Häuptionern handeln? Eigentümlich ist ja, dass die Gesichter hier nicht *en face* mit beiden Augen auf ihr Gegenüber gerichtet sind. Vielmehr schauen sie nur mit einer etwa viertel Wendung auf ihren Nachbarn. Dadurch ergibt sich auch, dass in der Mitte der Gesichter jeweils nur ein einziges großes Auge eine Funktion hat. Was ist der Sinn dieser ungewöhnlichen Haltung und was soll diese Konzentrierung bzw. Steuerung des Blicks?

Und welches ist die Bedeutung der ganzen Figuren, die das Emblem mit seinen Anhängern in der Mitte umgeben? Offensichtlich gehören sie nach der Stilisierung ihrer Häuptionern der gleichen Familie wie diejenigen von der Mitte des Reifens an. Übereinstimmend mit etruskischen/italischen Vorbildern haben sie die eine sichtbare Hand zur Brust geführt (man vergleiche hierzu neben Belegen aus Italien auch die steinernen Skulpturen vom *Caput Adriae* aus Nesactium). Auch scheinen sie wegzulaufen bzw. unterwegs zu sein. Und warum sind sie für unser Sehen kopfüber in den Dekor eingefügt und entsprechend für unser Empfinden nicht in einem szenischen, stattdes-

sen wohl nur in einem gedanklichen Zusammenhang mit den anderen Wiedergaben verbunden?

Ganz deutlich besitzen alle Darstellungen eine Aussage. Was sollte durch diese Bilderschrift ausgedrückt werden? Zweifelsfrei ist zunächst nur, dass die Bedeutung der besonderen Mitteilungen, die der Halschmuck mit seinen Anhängern enthält, durch die figürlichen Zutaten gesteigert wird. Doch was sollen uns die Häuptionern, die Teil dieses Schmucks sind, berichten? Was ist ihr Sinn? Wirken sie nicht wie real empfundene Geister, die das Umfeld der Menschen füllen, wie sie uns später in Erzählungen immer wieder begegnen? Ich kenne kein anderes Werk aus der Frühlatènekunst, das so gelungen und ausdrucksstark ein Zusammenspiel zwischen Mensch und einer Reihe miteinander verbundener Häuptionern darstellt.

Deutlich wird, dass der „Kranz“ der Köpfe nicht allein ein Detail des Goldrings ist. Vielmehr umfassen sie mit ihren auffällig gerichteten Blicken das Haupt des Verstorbenen selbst und verherrlichen ihn unmittelbar. Sind die Köpfe ganze Gestalten voller Leben, die den herausragenden Mann noch in seinem Tode geleiten sollen?

Doch kehren wir zunächst zu den häufigen und verschiedenen Wiedergaben der Köpfe in der keltischen Kunst zurück⁹. Sie begegnen als sorgfältige Schöpfungen mit z. T. sogar naturnahen Details oder mit streng gegliederten Zügen bis hin zu oftmals fratzenhaften, doch schematisierten Gebilden wie z. B. auf Fibeln und anderen Werken. P. Jacobsthal hatte letztere ohne genauere Analyse seiner orientalischen Komponente der frühen keltischen Kunst zugewiesen,

⁹ Siehe auch die Ausführungen im ersten Beitrag in diesem Band.

zusammen mit Tierwesen mit menschlichen Köpfen, d. h. mit Mischwesen.

P. Jacobsthal hat zwar in seinem epochalen Werk einzelne Häupter und deren Stilisierung detaillierter beschrieben, doch hat er nicht genauer verfolgt, welche Ideen hinter den unterschiedlichen Ausführungen stehen könnten. Nur allgemein sagt er kurz: „*Early Celtic Art is an art of ornament, masks and beasts without the image of man*“; und weiter: „*There was no anthropomorphic art where beasts and masks where all and everything, where the tale of mythology was told in zoomorphic disguise*“. Sehr bezeichnend ist, dass er vorwiegend nicht von präzise geformten, unverwechselbaren Häuptern spricht, sondern von Masken, hinter denen sich die individuellen Züge der Gestalten verbergen. War also kein charakterisierender Ausdruck von Häuptern einzelner Individuen Häupter erstrebt, sondern nur ein generalisierender und damit allein ihr typisches Vorkommen?

Schwerlich kam es P. Jacobsthal wie auch den meisten weiteren Bearbeitern lediglich auf die Ableitung der Motive von antiken Modellen an, ohne gleichermaßen auch deren wohl andersartigen Gehalt zu berücksichtigen. Auch ist die Erforschung von Tierbildern („beasts“) in unserem Zusammenhang kein Thema, obschon bei angewachsenen Menschenköpfen wohl eine Annäherung von Vorstellungen zwischen ihnen und den singulären Häuptern stattfand. Nur bei wenigen Spezies, z. B. bei Pferden, berücksichtigt man mögliche antike geflügelte Vorbilder, um deren Schnelligkeit auszudrücken. Ähnlich fügt sich das Laufschemata jagender Hunde ein. Weitere Beispiele sind Tierpaare, die also keine Individuen repräsentieren, sondern typische Eigenschaften spiegeln.

Die sog. Mischwesen sind durch zusammengestück-

te Körper oder durch ihre menschlichen Köpfe als unwirkliche Gestalten charakterisiert. P. Jacobsthal hat für sie eine große Bedeutung in der weitgehend unbekanntem frühen keltischen Sagenwelt angenommen. Denn was könnten sonst solche magischen Zwitterwesen anderes darstellen als Monster, die den Menschen in seinen Vorhaben und Handlungen umschlingen, ihn zu Taten herausfordern? Allgemein hat der Gelehrte bei dergleichen Themen an östliche, orientalische Anregungen gedacht, hat vergleichsweise sogar von einem orientalisierenden keltischen Stil gesprochen. Doch werden solche angeblich prägenden Kontakte mit dem Orient heute mehr und mehr in Frage gestellt. Beispielsweise fehlen auf Latènerwerken völlig die für den Osten typischen Tierkampfgruppen.

Wie weit kann man jedoch hinter den zahlreichen Köpfen gleich ganze Gestalten erkennen, vergleichbar den beiden ‚Schreitenden‘ am Glauburger Halschmuck? Können unsere Augen das Dargestellte nicht richtig ergänzen? Sollte der Begriff „anikonisch“ anders hinterfragt werden?

Unter den verschiedenen Studien, die sich mit einer genaueren Interpretation der Häupter befassen, die sogar schon vor P. Jacobsthals „*Early Celtic Art*“ eingesetzt haben, möchte ich hier diejenige von P. Lambrechts herausstellen¹⁰, der ausgeht von: „*la tête comme le siège vital de l'être humain*“. Dabei lehnte er es ab, die Häupter „*presqu'exclusivement sur l'aspect formel du problème*“ zu studieren. Ebenfalls

¹⁰ P. Lambrechts, *L'exaltation de la tête dans la pensée et dans l'art des Celtes*. *Dissertationes archaeologicae Gandenses* 2 (Brügge 1954).

opponierte er „*totalem à l'art naturaliste du monde classique*“, sprach sich dagegen für die Eigenständigkeit der keltischen Geisteswelt aus, „*beaucoup plus importante parait être la représentation de la tête humaine*“. Sie überträfe in der keltischen Kunst auch an Zahl bei weitem die Darstellungen von Tieren. Entsprechend übertitelte er seine Untersuchung: „*L'exaltation de la tête dans la pensée et dans l'art des Celtes*“.

Er beschränkte sich dabei nicht nur auf die sog. frühe keltische Kunst, sondern dehnte wegweisend seine Interpretationen „*de la tête comme le siège vital de l'être humain*“ auch auf die gesamte gallorömische Kunst aus und verfolgte sogar: „*le thème de la tête dans la littérature médiévale*“. So sah er, dass sich ebenfalls hinter den Häuptern übernatürliche, göttliche Wesen verbergen müssten und nicht fassbare, doch deutlich spürbare Kräfte ständen. Wäre folglich unser toter „Fürst“ mit den aufgereihten Häuptern von „göttlichen“ Mächten umfassen?

Nicht ausreichend berücksichtigt hat P. Lambrechts dabei, dass sich wohl unter antiken Einflüssen der Götterglaube der Kelten im Laufe der Zeiten grundlegend gewandelt hat. In der Frühlatènezeit fehlen in den Darstellungen jegliche Hinweise auf machtvolle, schon klarer ansprechbare Gottheiten. Diese sind jedoch im Spätlatène eindeutig vorhanden und erscheinen ebenfalls in den schriftlichen römischen Quellen. Auf ihre zweifellos große Bedeutung in den mittelalterlichen Sagen soll hier nicht näher eingegangen werden. Dass man einen Götterglauben als ein an eine Zeitstufe gebundenes Phänomen behandeln muss, welches man nur bedingt überspringen darf, wurde bei P. Lambrechts und anderen Kollegen nicht ernstlich berücksichtigt. Doch ließe sich hinge-

gen mehr zur Interpretation der Latène A-Bilderwelt anführen, die uns jetzt interessiert?

Sollten wir hier direkt an starke Götter denken? Oder bilden die Köpfe nur ein typisches Kürzel für das Wirken göttlicher Kräfte, die einer unwirklichen Sphäre um die Menschen angehören, dabei aber real empfunden wurden? Kommunizieren sie – ohne selbst hohe Götter zu sein – zwischen diesen und den Menschen als Boten, Helfer oder Widersacher? Sie bewachen in großer Zahl das Kraftfeld, das der Ring mit seinen Anhängern symbolisiert. Sicherlich hatte P. Lambrechts einen richtigen Weg eingeschlagen, indem er auf die Wichtigkeit von sprechenden und handelnden Köpfen hinwies. Doch fehlen uns selbst heute noch vertiefte Untersuchungen etwa über ihre Platzierung in den Kompositionen der einschlägigen Funde.

Können wir vielleicht durch weiter erfasste Vergleiche den Halsschmuck selbst mit seinen symbolträchtigen Zutaten passender entschlüsseln?¹¹ Über die Skulpturen des Glauberg-Komplexes hinaus möchten wir aus dem weiteren Rheingebiet den Steinpfeiler von Pfalzfeld heranziehen. Er ist stark beschädigt, seine Bekrönung verloren. Auf den erhaltenen Partien seiner vier Bahnen ist je ein Gesicht dargestellt, umgeben von geschwollenen S-Formen, typisch für die Stufe Latène A. Die Gesichter blicken einen mit beiden Augen voll an. Auffällig ist die auf Kreisschläge zurückgehende Verzierung der Kappen, welche die Blattkronen tragen. Das entspricht auch ganz

¹¹ Die im Folgenden genannten Beispiele sind alle im Katalog der Frankfurter Ausstellung von 2002 (Baitinger/Pinsker, siehe Anm. 1) angeführt sowie in Auswahl im ersten Beitrag in diesem Band abgebildet. Sie müssen hier also nicht nochmals einzeln nachgewiesen werden.

denjenigen der Glauberg-Statuen. Allerdings löst sich diese Zier bei zwei Exemplaren durch eine spielerisch hinzugefügte Spitze von einer konsequenten geometrischen Komposition¹². Statt eines natürlichen Kinnbarts hängen an den Köpfen des Pfeilers wie bourbonische Lilien geformte dreiblättrige „Palmetten“, in denen man ohne Mühe den Halsschmuck der Glauberg-Skulpturen wiedererkennen kann. Damit wären also alle noch überlieferten steinernen Bildwerke aus dem weiteren Rheingebiet motivisch eng miteinander verquickt.

Weitere Beispiele für unser Symbol kennen wir im mittleren Rheingebiet von Schmuckstücken, auch wenn einige nur eine verschwommene oder unvollständige Aussage bieten. Der goldene Halsring aus dem bekannten „Fürstinnengrab“ von Reinheim zeigt zu Seiten seiner Öffnung jeweils einen menschlichen Kopf, der selbst einen profilierten Halsring trägt, an welchem je drei strichverzierte und in diesem Fall nicht zugespitzte, sondern abgerundete Anhänger baumeln. Sollte es sich, da es hier um den Fund aus einem Frauengrab geht, bei diesem Detail nicht auch um das Bild einer „weiblichen Gottheit“ handeln? Die Häupter könnten Helme tragen, die ein Vogel bekrönt. Zu ihren Seiten zieren den Ringkörper Löwenköpfe. Über diesen stehen neben der Öffnung des Ringes je zwei dicke „keulenförmige“ Aufsätze, die nach A. Haffner gleichermaßen ein göttliches Zeichen darstellen. Für diese Ansicht kann er aus der Mittelrheinzone etliche Beispiele namhaft machen, die er noch weiter nach Süden bis zu den Goldringen von Erstfeld verfolgt. Präsentiert demnach der Reinheim

¹² Solche Zeichnungen kommen im Übrigen auch auf dem abgebrochenen, wohl abgeschlagenen (?) Steinkopf aus Heidelberg vor.

mer Halsring gleich zwei unterscheidbare „göttliche“ Symbole (?) oder gehen sie ineinander über?

Ein weiteres, in diesem Zusammenhang besonders auffälliges Fundstück bildet ein Gürtelring von der ganz erhaltenen eisernen Gürtelgarnitur aus Grab 1 des Gräberfeldes von Hochscheid im Hunsrück. Vorhanden sind drei an Schlaufen befestigte durchbrochene Zierstücke. Zwei davon sind mit gegenläufigen Flechtbändern gefüllt. Das dritte hier besonders interessierende Exemplar zeigt zwei eingeschriebene exzentrische Ringe, von denen der innere aufgeschnitten ist. An diesem sind neben der Öffnung vier leicht ovale, doch zugespitzte Anhänger angefügt. Das Motiv wird gleichfalls seitlich von zwei ‚umgekehrten‘, vierbeinigen Tieren begleitet. Thematisch ist also auch dieser Ring an unsere Werke anzuschließen.

Alle derart variierten Wiedergaben eines solchen Halsschmucks, die A. Haffner schon ausführlich zusammen mit seinem „Keulenmotiv“ vorgestellt und interpretiert hat, zeigen, wie freizügig man mit den sprechenden Symbolen umging. Es handelt sich um keine starren Zeichen, sondern es wird eine gewisse Lebendigkeit durch die wechselnde Anordnung und Vertauschung der einzelnen Elemente erreicht.

Ein solches „Symbol“ in Form eines Halsreifens mit drei spitzen Anhängern taucht auch in Bestattungen am Dürrnberg bei Hallein auf, doch diesmal recht genau dargestellt, und zwar im unteren Halsbereich von tönernen Kannen. Auf sie wurde bereits sofort nach der Entdeckung des Glauberg-Komplexes hingewiesen. Es handelt sich dabei um typische keltische Röhrenkannen. In ihrer Form entsprechen sie dem aus Bronzeblech gefertigten und durch Gravuren geschmückten Exemplar aus dem Fund von Reinheim.

Auch die Dürrnberger Stücke sind durch Bemalung mit geometrischen Mustern und stilisierten Tieren ausgezeichnet. Leider können wir nicht sagen, ob und für welches Getränk sie gedacht waren; anders bei der Kanne aus Reinheim. Bei ihr ließen sich am Metall wieder Spuren eines alkoholhaltigen Getränkes nachweisen. So ist demnach auch hier ein stärkender Trank für den Toten auf seinem Weg ins Jenseits zu erschließen. An den gleichsam zu menschlichen Gestalten gewordenen Dürrnberg-Kannen erscheint also der plastisch aus Ton modellierte Halsreif mit seinen Anhängern. Jedoch ergibt sich kein Hinweis darauf, was unser „Symbol“ ohne eine hilfreiche begleitende Bildersprache darstellen könnte? Auffällig ist jedoch, dass nicht in der Mitte ein Kopf wiedergegeben ist, sondern ein abstraktes Symbol angehängt an den plastisch dargestellten Halsreifen.

Von verschiedenen Fragen, die sich jetzt stellen, möchte ich hier nur eine aufwerfen: Was lernen wir aus der weitläufigen Verbreitung dieses abstrakten „Symbols“, das bei den damaligen Menschen zwischen Rhein und Saar im Westen und dem Salzachraum im Osten eine Rolle spielte und von ihnen jedenfalls gelesen und berücksichtigt wurde. Es geht also um große Gebiete in Mitteleuropa. Was schloss die Gedankenwelt der Leute – einstige Stammesgrenzen und Herrschaftsbereiche von Führungsschichten negierend – über so große Distanzen zusammen? Wer verbreitete die Kenntnisse solch abstrakter, wohl religiös gestützter Zeugnisse? Kaum wird man dabei nur an allgemeine Handelskontakte, intensive Wirtschaftsbeziehungen oder allein an politische Machtkonstellationen und dergleichen denken wollen. Vielmehr ist weiterhin offen, was die eigentliche Triebfeder für ein lockeres Zusammengehen in der frühen Latènegesellschaft war. Und welche Leute

hatten ein Interesse daran, das Denken der Menschen entsprechend auszurichten?

Noch andere Erscheinungen könnte man mit der weiten Verbreitung unseres „Symbols“ parallelisieren. Sofort wird man an das Vorkommen der sog. Blattkrone denken. Sie lässt sich, bisweilen auch um den einzufassenden menschlichen Kopf verkürzt, von Südfrankreich bis ins östliche Mitteleuropa nachweisen. Allerdings scheint die Blattkrone kein unverständlicher Schmuck zu sein. Denn sie zeichnete nicht wenige Männer mit wohl religiösen Belangen oder einer anderen wichtigen Stellung in der keltischen Gesellschaft aus. Die Menschen konnten also in ihren Trägern einen entsprechenden Rang erkennen. Dabei ist der Krone selbst ein bestimmter Bekanntheitsgrad zuzuschreiben. Und könnte man in diesem Zusammenhang nicht die vergleichsweise relativ schnelle und weiträumige Entfaltung der Frühlatènekunst mit ihrem Sinngehalt hinterfragen und in solche Überlegungen einbeziehen? P. Jacobsthal spricht von ihr als: *„a precious supplement to the scanty information of early Celtic history obtainable from ancient writers, the invaluable, only document of the spiritual life of the Celts in an age lacking literature“*¹³. Allerdings verfolgt er diese Einsicht nicht genauer, präzisiert nicht diese Gedanken; vielmehr zeigt er sich im weiteren Zusammenhang wieder vorsichtig zurückhaltend.

Bei der Betrachtung der „Kunstwerke“ stehen gewöhnlich Fragen zur Abhängigkeit keltischen Dekors von griechischen Ornamenten im Vordergrund. Das zu untersuchen, bildet bis heute das Hauptthema der Forschung. Zu fragen bleibt vor allem: Ob und in welchem Maße wurden begleitende Ideen aus dem

¹³ P. Jacobsthal, *Early Celtic Art* (Oxford 1944) 162 f.

Süden übertragen? Und wenn wir von den damaligen Bewohnern Mitteleuropas ausgehen: War es Wissbegierigkeit, die den Blick über die Alpen anregte? Wollten bestimmte ausgewählte Leute aus der damaligen keltischen Gesellschaft ihren Horizont erweitern? Oder zeitigte die Begegnung andere Effekte?

Mit dem besonders in der Mittelrheinzone aufblühenden Latènestil, wohl im Schutz der damaligen Elite, hat sich in letzter Zeit besonders H. Nortmann befasst. Er geht etwa bei den Goldarbeiten aus den Fürstengräbern auf die Zier etruskischer Werke ein, wie sie die Bronzegefäße bieten; ebenso widmet er sich verschiedenen Formanalysen und Vielem mehr. Auf die Fülle seiner Aufsätze kann ich hier nicht ausführlicher eingehen. Ich greife nur eine Untersuchung heraus¹⁴, die ungefähr verfasst wurde, als der Ausgräber seine Bearbeitung des Inventars der Glaubergfunde abgab, und auch ich meinte, zu einem entsprechenden Abschluss kommen zu müssen. Der hier vorgestellte Beitrag umfasst daher nur meine damals schon vorliegenden Notizen.

Insgesamt möchte ich den Untersuchungen von H. Nortmann voll zustimmen, die ja auch in meinen Ausführungen durchaus Parallelen finden. Allerdings gehe ich davon aus, dass die Aneignung antiker Motive von Anfang an von einem aktiven Interesse in Mitteleuropa begleitet war und dass es dabei nicht nur um eine Anpassung im Kunsthandwerk ging, sondern dass verschiedene Kenntnisse und Ideen mit nach Norden wanderten, was allerdings an den Bildern der Köpfe und Tiere allein nicht auszumachen ist. An dieser Stelle weitere Argumente anzuführen, ist für

mich nicht möglich. Jedoch liefern die Werke, wie es H. Nortmann formuliert, zu „einem geistesgeschichtlichen Umbruch ersten Ranges deutliche Grundlagen“. Dem möchte ich durchaus zustimmen.

Mehr als einen Text zu einem ergebnisoffenen Forschungsstand konnte ich nicht (mehr) liefern, hoffe aber, dass er zu Diskussionen und weiterer Beschäftigung mit der Materie anregt. Für mich sind die Köpfe mit variierenden Blickkontakten aktive Gestalten, die die Welt der Menschen damals erfüllten, und die den Beigesetzten selbst umfassen haben. Bis hierhin reichten auch schon meine nur als Entwurf festgehaltenen Bemerkungen zu den Goldfunden in Grab 1 vom Glauberg, als vorerst die ursprünglich angestrebte Publikation der Grabfunde eingestellt wurde. Eine genaue Beschreibung der Funde und ein erster Kommentar, der die Funktion der erzählenden Bilder der keltischen Kunstfertigkeit verständlicher macht, ist noch immer unser Anliegen trotz der weiterführenden Studien von H. Nortmann. So stellen sich viele Fragen: Soll etwa die besonders kleine Darstellung der Köpfe auf dem Glauberg-Schmuck dem Ganzen einen gewissen mystischen Charakter verleihen? Oder ist die Platzierung der Beispiele vielleicht wichtig? Und für mich selbst stellt sich die Frage, ob ich trotz der Unfertigkeit meiner Untersuchungen eine gewisse Zwischenbilanz des bis dahin Erreichten ziehen kann?

Schon kurz nach der Freilegung unseres Grabes vom Glauberg wurde mit der Rekonstruktion der Blattkrone erkannt, dass dem Toten große Bedeutung zukommt. Ähnliches mag das abstrakte „Symbol“ mit seinen drei spitzen Anhängern/Zapfen zeigen, das sich ebenfalls an den steinernen Glauberg-Skulptu-

¹⁴ H. Nortmann, Frühlatènekunst in der Mittelrheinzone. Charakter, Umfeld, Entstehung. Archäologisches Korrespondenzblatt. 46/2, 2016, 213–231.

ren findet. Wie ist es zu deuten, dass in den weiten Gebieten der mitteleuropäischen Keltenwelt solche Wiedergaben angewandt und verstanden wurden?

Für eine bessere Interpretation der keltischen Kunst, wie sie der Befund vom Glauberg verbildlicht, schienen vor allem die menschlichen Köpfe wichtig, die oft nur flüchtig angedeutet sind, aber sogar im Frauenschmuck präsent sein können. Sie ersetzen ganze Wesen. Denn es wurde klar, dass sie mit ihren verschiedenen Ausrichtungen des Blicks als lebendig gedacht waren, als handelnde Kräfte verstanden wurden. Sie sind Ausdruck der eigenen keltischen Vorstellungswelt. Dieser nachzuspüren und dafür immer wieder Beispiele zu analysieren, welche die keltische Welt sichtbar veränderten und ihre Kunst beherrschten, scheint die besondere Aufgabe künftiger Untersuchungen zu entsprechenden Funden.

Die Wiedergaben der verschiedenen Köpfe haben etwas Neues gebracht, denn mit diesen figürlichen Zeichen wird die Welt anders als früher wahrgenommen. Unverkennbar ist außerdem, dass jetzt für die Kelten das zentrale, das wichtigste Körperteil der menschlichen Gestalt das Haupt war. Sie identifizierten die Person über den Kopf, was erst den ausführlich belegten keltischen Kopfkult entfachte und die ‚decapitation‘ für uns verstehbar macht. Und schließlich konnte mit dem Kranz von Häuptern ein neuer Blick auf den am Glauberg Bestatteten selbst gewonnen werden.

So hoffe ich, dass diese Überlegungen uns einen Schritt in der Forschung weiterbringen.